

# Auf Abwegen

## Das Schicksal von Franz Rosenzweigs Bibliothek

Von Julia Schneidawind und Norbert Waszek

Am 13. September 1922 schrieb Franz Rosenzweig (1886–1929) zum letzten Mal in sein Tagebuch. Aufgrund einer fortschreitenden Lähmung infolge einer amyotrophen Lateralsklerose (einer degenerativen Erkrankung des motorischen Nervensystems) konnte er kaum noch den Stift heben und war von seinen Ärzten bereits auf sein nahes Ableben vorbereitet worden. Obwohl sich diese Prognose als zu pessimistisch erwies und Rosenzweig noch sieben weitere Jahre lebte, wirken seine Worte wie ein Vermächtnis:

**Ich wünsche, dass meine Bibliothek an meinen Sohn kommt. Solange er nicht liest, kann sie in Kisten verpackt werden, später aber soll sie[,] wenn es die Raumverhältnisse irgend gestatten, aufgestellt werden. Es ist eine Bibliothek, die auch für einen gebildeten Kaufmann, Anwalt, Arzt etwas ist, durchaus nicht bloß für einen Gelehrten. Ausgeliehen mag reichlich werden, aber nur gegen ordnungsgemäße Quittungen, etwa Bibliotheksscheine. Mein Sohn wird aus diesen Büchern, die ja nie »en masse« gekauft sind, sondern immer von Fall zu Fall, viel von mir erfahren, was er anders nicht erfahren kann.**

Wenige Tage zuvor, am 8. September, war Rosenzweigs einziger Sohn Rafael (1922–2001) geboren worden. Und so gewinnen die Zeilen eine besondere Dramatik, da sie dokumentieren, wie wichtig Franz Rosenzweig die Bibliothek war, die er seit seiner Schulzeit liebevoll angelegt hatte – weit wichtiger als andere Teile seines Nachlasses. Er wollte die Büchersammlung unbedingt erhalten, wie auch aus der klaren Anweisung deutlich wird, dass „nur gegen ordnungsgemäße Quittungen“ ausgeliehen werden dürfe. Der Hintergrund scheint in der jüdischen Tradition zu liegen: Als Thora und Talmud zum Zweck der Verbreitung noch abgeschrieben wurden, waren sie selten und kostspielig und so wurde das Verleihen von

Büchern als Bestandteil des Gebotes verstanden, Thora zu lernen. Daher überrascht es nicht, dass Rosenzweig seinen einzigen Sohn als Erbe einsetzte. Die Begründung, dass Rafael aus den Buchbeständen „viel von [ihm] erfahren [werde], was er anders nicht erfahren“ könne, sollte auch als Hinweis gelesen werden, dass die Bibliothek als Schlüssel zu Leben und Werk des Gelehrten zu verstehen ist. So lässt sich anhand der Erwerbungen einiges über Rosenzweigs persönliche und bibliophile Interessen sowie seine Arbeitsweise herausfinden.

Am 10. Dezember 1929 verstarb Franz Rosenzweig an den Folgen der langjährigen Krankheit. Während die Bibliothek geduldig darauf wartete, dass der kleine Rafael lesen lernte und so weit heranwuchs, dass sie ihm nützlich werden könnte, kam es mit dem Erstarken des Nationalsozialismus und der Machtübertragung an Hitler zu Ereignissen, die Rosenzweig vor seinem Tod nicht hatte vorhersehen können. Der junge Rafael erwog unter diesen Umständen früher als seine Mutter Edith (geb. Hahn, 1895–1979), nach Palästina auszuwandern. Nach den Novemberpogromen 1938 erlaubte Edith ihrem noch minderjährigen Sohn die Ausreise, harrte aber selbst weiter in Deutschland aus, ehe sie sich Anfang September 1939 in letzter Minute von Triest aus nach Haifa einschiffte.

Auch die Bibliothek sollte vor dem Zugriff der Nationalsozialisten gerettet werden. Nach erheblichem Aufwand gestatteten diese schließlich die Ausfuhr der Sammlung aus Deutschland gegen Gebühren – doch die Bücher sollten niemals an ihrem Bestimmungsort Palästina ankommen: Zwar wurden die Kisten Ende Au-

gust 1939 in Hamburg auf das Transportschiff „Duburg“ geladen, doch wurde die Fracht infolge des Kriegsbeginns nach Tunis umgeleitet. Rosenzweigs Bücher kamen an die dortige Stadtbibliothek, die 1956 in der Nationalbibliothek Tunesiens aufging. Die Besitzverhältnisse wurden erst in den frühen 1950er Jahren geklärt, als Rafael Rosenzweig, der damals in einem Kibbutz lebte und den Transport nach Israel nicht bezahlen konnte, den Bestand nach Tunis verkaufte.

Bevor die Bibliothek aus Deutschland ausgeshifft worden war, hatten die Nationalsozialisten eine vollständige Liste aller Bücher verlangt. Diese mühsame Aufgabe übernahm Rosenzweigs Witwe, ohne deren Hilfe er ab 1923 auch keine Texte mehr hätte verfassen können. Was zumindest teilweise als Schikane intendiert war, erwies sich im Nachhinein als Glücksfall, denn ein Exemplar dieser Liste von etwa 3 000 Büchern, zusammengefasst in rund 2 600 Einträgen, hat sich im Besitz der Rosenzweigs erhalten. Das war Voraussetzung



↑ Exlibris Franz Rosenzweigs in Wilhelm Wagners Geschichtswerk *Rom* von 1857.

Früh übt sich: Edith und Rafael Rosenzweig bei der gemeinsamen Lektüre 1923. Fotografie von Lotte Fürth (1899–1970).



für eine erste Edition des Katalogs, die 2017 als kleines Buch im Freiburger Verlag Karl Alber erschien und so allen Interessierten einen Überblick über den Bestand ermöglichte. Hatte die Liste im März 1939 den Nationalsozialisten dazu dienen sollen, „Wertsachen“ zu identifizieren, um sie dann zu konfiszieren, so haben die Behörden kläglich versagt: Sie übersahen Erstaussgaben, die auch damals schon zu hohen Preisen gehandelt wurden, darunter Titel von Voltaire, Lessing, Kant, Goethe und Hegel. Neben diesen kostbaren Bänden stehen Sammlerstücke wie eine Ausgabe von Luthers *Tischreden* aus dem Jahr 1569 und eine Maimonides-Ausgabe von 1665, die auf Rosenzweigs bibliophile Interessen verweisen.

Spannender für das Verständnis von Rosenzweigs Werk sind aber die preiswerten Studienausgaben, die Rosenzweig anschaffte, selbst wenn er über die wertvollen Erstaussgaben verfügte, um mit ihnen buchstäblich, auch mit dem Bleistift, zu arbeiten. Persönliche Annotationen wie in der *Evangelischen Deutschen Original-Bibel* von 1741 in Hebräisch und Deutsch sind es, die seine Bücher für die Forschung unersetzlich machen, auch wenn sie bislang nur punktuell herangezogen wurden, weil der Verbleib der Bibliothek kaum bekannt und die Sammlung nicht leicht zugänglich war. Sie vermittelt einen Eindruck von Rosenzweigs Lektüren und philosophischen Konzepten. Zahlreiche Widmungsexemplare geben zudem Aufschluss über seine persönlichen Verbindungen.

In der Einleitung zu dem jüngst gedruckten Katalog finden sich erste Überlegungen zur Sammlung: Neben erwartbaren Ausgaben der klassischen deutschen Literatur (hier ragt Goethe besonders hervor, der in *Stern der Erlösung* häufig zitiert wird), finden sich in der Bibliothek viele Quellen für Rosenzweigs philosophische und historische Studien. So ist der deutsche Idealismus mit Primär- und Sekundärliteratur stark vertreten. Unübersehbar ist auch Rosenzweigs religionsphilosophisches Interesse, das sich in Bibel-, Talmud- und Koran-

ausgaben und weiteren Werken der philologischen sowie historischen Hilfswissenschaften ausdrückt. Schriften jüdischer Gelehrter von Maimonides bis Martin Buber stehen neben Büchern christlicher Theologen, was auf Rosenzweigs Engagement für einen interreligiösen Dialog verweist.

Die Sichtung der Bestände hat gerade erst begonnen und lässt neue Einsichten in bislang wenig erforschte Facetten von Rosenzweigs Leben und Werk erhoffen. In jedem Fall löst die tunesische Nationalbibliothek mit ihrem 2005 eröffneten Neubau ein, was Rosenzweig sich vor einhundert Jahren gewünscht hatte: Seine Sammlung kann nicht nur von Gelehrten eingesehen werden, sondern steht allen interessierten Leserinnen und Lesern offen.

Die tunesische Nationalbibliothek (Al-Maktabah al-Waṭanīyah al-Tūnisīyah) hat einen Gesamtbestand von über einer Million Monografien und ca. 40 000 Manuskripten vorwiegend in arabischer und französischer Sprache. Rosenzweigs Bibliothek wird im Magazin aufbewahrt, darunter auch einige wertvolle Widmungsexemplare und Erstaussgaben. Dass die Sammlung nicht mehr vollständig erhalten ist, zeigte eine Bestandsaufnahme im Jahr 2019. Von den ursprünglich ca. 3 000 Bänden finden sich heute noch rund 1 000 Bücher geschlossen im Magazin. Andere Teile der Sammlung wurden in die allgemeinen Bestände integriert. Wertvolle Bücher wie Luthers *Tischreden* (1569) oder Maimonides *More Nebuchim* (1629) lassen sich heute allerdings nicht mehr im Katalog der Nationalbibliothek nachweisen. Literatur: Julia Schneidawind, A Diaspora of Books. Franz Rosenzweig's Library in Tunis, in: *Jewish Culture and History* 22 (2021), H. 2; Norbert Waszek (Hg.), *Rosenzweigs Bibliothek. Der Katalog des Jahres 1939 mit einem Bericht über den derzeitigen Zustand in der tunesischen Nationalbibliothek*, Freiburg i. Br./München 2017.

Julia Schneidawind ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München. In ihrer Dissertation widmet sie sich den Wegen und Schicksalen deutsch-jüdischer Privatbibliotheken und unternahm in diesem Zusammenhang eine erste Bestandsaufnahme der Bibliothek Franz Rosenzweigs in Tunis.

Norbert Waszek ist seit 2003 Professor an der Universität Paris 8 Vincennes-Saint-Denis. Im Zentrum seiner Arbeit steht G. W. F. Hegel, doch hat er auch Studien zur deutsch-jüdischen Geistesgeschichte verfasst, von Moses Mendelssohn bis Emil Fackenheim.



# Die Konkurrenz der Opfer **Das Holocaustgedenken in Russland**

Von Christina Winkler

Die Konferenz „Lehren aus Nürnberg“, die im November 2020 anlässlich des 75. Jahrestags der Kriegsverbrecherprozesse in Moskau zentraler Kriegsdenkstätte Poklonnaja gora (Verneigungshügel) stattfand, wirft ein Schlaglicht auf die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Russland. Die Einbindung hochrangiger Politiker wie Präsident Wladimir Putin, der für ein Begrüßungswort zugeschaltet wurde, und Außenminister Sergej Lawrow zeugen vom nach wie vor staatstragenden Stellenwert des „Großen Vaterländischen Krieges“. Die Veranstaltung offenbarte aber auch, dass in Russland noch lange kein gesellschaftlicher Konsens hinsichtlich des „richtigen“ Erinnerns an die Kriegsoffer in Sicht ist. So beschrieb Putin die grausamen Massenerschießungen sowjetischer Kriegsgefangener, Frauen und Kinder, erwähnte den Holocaust jedoch mit keinem Wort. Andere Vortragende sprachen gar von einem Genozid am sowjetischen Volk. Die Delegation der 1992 gegründeten Moskauer Nichtregierungsorganisation Forschungs- und Bildungszentrum Holocaust, die sich auf Lehrerfortbildungen sowie die Herausgabe von Publikationen spezialisiert hat, erinnerte ihrerseits an den Völkermord an Jüdinnen und Juden und appellierte daran, dass Opferkonkurrenz in der Diskussion nicht zielführend sei. Drei Monate später, am 8. Februar 2021, wurde in 66 der über achtzig Regionen Russlands die auf föderaler Ebene initiierte Ausstellung *Ohne Verjährungsfrist* eröffnet, die den Schwerpunkt auf das Leid der Zivilbevölkerung während des Krieges legt. Das Datum war nicht zufällig gewählt worden, bezieht es sich doch auf die Eröffnungsrede des sowjetischen Hauptanklägers Roman Rudenko bei den Nürnberger Prozessen am 8. Februar 1946.

Die Ausstellung greift ein Thema auf, das insbesondere im Internet hochemotional und nicht selten mit antisemitischer Konnotation diskutiert wurde: Viele Einwohnerinnen und Einwohner der Föderation beklagen, dass in der russischen Erinnerungskultur der Holocaust separat herausgestellt werde, obwohl die meisten sowjetischen Toten des Krieges keine Jüdinnen und Juden waren.

Obwohl der Holocaust in der Sowjetunion und in der Russischen Föderation lange Zeit beschwiegen wurde, hat sich in der vergangenen Dekade eine erstaunliche Entwicklung vollzogen. Nach Jahrzehnten einer einheitlichen Erinnerungskultur und Geschichtspolitik standen die Nachfolgestaaten der UdSSR nach 1991 vor der Aufgabe, ihre individuelle Vergangenheit zu erforschen und darauf aufbauend neue erinnerungspolitische Wege zu gehen, die nicht zuletzt zur Stärkung der fragilen nationalen Identitäten beitragen sollten. Die schwierige innergesellschaftliche Auseinandersetzung mit Fragen der Opferschaft oder der Nazikollaboration, die sich etwa in der Ukraine in der kontroversen Bewertung des Nationalistenführers Stepan Bandera als Unabhängigkeitskämpfer und Held oder in dem hochumstrittenen Buch *Die Unsrigen* von Ru-ta Vanagaite über die Mittäterschaft der litauischen Bevölkerung am Holocaust manifestiert, zeigt, dass dieser Prozess alles andere als abgeschlossen ist.



↑ Die feierliche Einweihung eines Mahnmals für 202 Jüdinnen und Juden, die im September 1942 von den Nationalsozialisten in der Region Krasnodar im Südwesten Russlands erschossen wurden. Die Menschen waren zuvor aus Rumänien und Moldawien geflohen. Ihre Namen wurden im Rahmen des Projekts „Würde zurückgeben“ recherchiert.

Ähnlich hitzige öffentliche Debatten um die eigene Rolle im Krieg lassen in der Russischen Föderation noch auf sich warten, doch auch hier ist ein Wandel in der Erinnerungskultur festzustellen. Wer war Held, wer war Opfer und wie ist die Kollaboration zu bewerten? Diese Fragen entzündeten sich in Russland nicht zuletzt am Holocaustgedenken, das erst 2012 institutionell verankert wurde. Die ungeheure Zahl von 27 Millionen toten Sowjetbürgerinnen und -bürgern (davon etwa 2,6 Millionen Jüdinnen und Juden) steht einer offiziellen russischen Erinnerungskultur gegenüber, die ihren Schwerpunkt bislang auf das Heldengedenken legt und damit an sowjetische Traditionen anknüpft. Der Schrecken des Krieges und des millionenfachen Leids wird vor allem im privaten Raum und in Form zivilgesellschaftlicher Initiativen gedacht. Seit einigen Jahren gehen beispielsweise am 9. Mai, der in Russland als „Tag des Sieges“ begangen wird, landesweit Hunderttausende mit übergroßen Fotos ihrer während des Krieges kämpfenden Angehörigen auf die Straße.

Zu Sowjetzeiten, aber auch noch weit über den Zerfall der Union hinaus, gehörte der Holocaust zu jenen Themen, die nahezu vollständig aus dem offiziellen Kriegsnarrativ ausgeschlossen waren. Ein Grund hierfür war neben dem staatlichen Antisemitismus, der die sowjetische Politik von der Ära Stalin bis zur Perestroika durchzog, die Tatsache,



↑ Das 2019 im Rahmen des Programms „Würde zurückgeben“ in Mineralnye Vody errichtete Mahnmal für über 7 500 Jüdinnen und Juden, die während der deutschen Besatzung des Kaukasus von August 1942 bis Januar 1943 ermordet wurden.

dass die Betonung des Leids einer Minderheit die viel zitierte „Völkereundschaft“ zu gefährden schien, hatten doch alle sowjetischen Nationalitäten Opfer zu beklagen. Zudem wurde die tatsächliche Zahl der im Krieg getöteten Soldatinnen und Soldaten sowie der Zivilbevölkerung bis in die Zeit der Perestroika zu niedrig angegeben, da das Regime ein kritisches Hinterfragen des so schmerzlich errungenen Sieges zu Recht fürchtete.

Die Russische Föderation ist seit dem Ende der Sowjetunion als deren offizielle Rechtsnachfolgerin gleichsam Erbin der sowjetischen Geschichte und damit auch verantwortlich für die Erinnerung an die Kriegsoffer. In den 1990er Jahren hat sich das Land in einer kurzen Phase kritisch mit dem bisher gepflegten Narrativ vom heldenhaften Sieg auseinandergesetzt, jedoch hatte dies keine radikale Abkehr davon zur Folge, und eine Suche nach neuen Perspektiven blieb weitgehend aus. Auch nach dem Fall des Eisernen Vorhangs blieb es zunächst beim Beschweigen des Holocaust in der russischen Historiografie und Erinnerungskultur. Impulsgeber für einen Richtungswechsel war die zum 60. Jahrestag des Kriegsendes 2005 von den Vereinten Nationen verabschiedete Resolution 60/7, die den 27. Januar, als die Rote Armee im Jahr 1945 das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz befreite, zum Internationalen Holocaustgedenktag erklärte. Das führte bei der russischen politischen Führung zu einem Umdenken: Sie griff die Befreiung von Auschwitz aufgrund ihres hohen internationalen Stellenwerts auf und integrierte sie in die allgemeine, gleichsam von Heldentum gekennzeichnete, offizielle Kriegserinnerung.

Die Folge war ein stetig zunehmendes öffentliches Interesse am Holocaust. Die russische Regierung veröffentlichte ihrerseits 2005 eine erste offizielle Erklärung, in der sie der sechs Millionen Opfer gedachte. Es folgten weitere politische Absichtsbekundungen und Gesetzesinitiativen wie die Verurteilung von Holocaustleugnung (2007) und schließlich die Aufnahme der Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden als eigenständiges Thema in die landesweiten Schullehrpläne (2012). Nicht zuletzt dieser Schritt löste einen regelrechten

„Gedenkboom“ aus: Anfang 2021 fand in Moskau und vielen Regionen zum sechsten Mal die „Woche des Gedenkens“ mit zahlreichen Veranstaltungen statt, die der Russische Jüdische Kongress gemeinsam mit dem Zentrum Holocaust ins Leben gerufen hatte. Dabei kooperieren die beiden Nichtregierungsorganisationen mit staatlichen Stellen.

Insbesondere die Aktivitäten der zivilgesellschaftlichen Akteure, die die von „oben“ initiierten Maßnahmen durch eine Bewegung von „unten“ ergänzen, waren für die Entwicklung der russischen Erinnerungskultur von enormer Wichtigkeit. Das Zentrum Holocaust hat durch diese Vorgehensweise seine öffentliche Reichweite und Sichtbarkeit erheblich vergrößern können. Doch auch andere Initiativen verdienen Erwähnung: Die geschätzt 500 Orte auf dem Gebiet der Russischen Föderation, an denen Massenerschießungen von Jüdinnen und Juden stattfanden, werden heute im Rahmen des Gedenkprojekts „Würde zurückgeben“ der protestantischen Organisation Even Ezer und des Russischen Jüdischen Kongresses kenntlich gemacht. In den letzten Jahren wurden mehr als fünfzig Denkmäler errichtet. Ob diese Erinnerungsstätten und die eingangs erwähnte Ausstellung *Ohne Verjährungsfrist* dazu beitragen werden, die Opferkonkurrenz zu entschärfen, oder ob diese weiter zunehmen wird, bleibt dagegen abzuwarten. So birgt der neue erinnerungspolitische Fokus auf das Leid der sowjetischen Zivilbevölkerung die Gefahr einer Abkehr von dem seit 2005 begonnenen Gedenken an den Holocaust als singuläres Verbrechen von nationaler und internationaler Tragweite.

**Christina Winkler** wurde über russische Erinnerungskultur und das Gedenken an den Holocaust in Rostov am Don an der Universität Leicester promoviert und war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Stanley Burton Centre for Holocaust and Genocide Studies. Gegenwärtig ist sie Professorin an der Moskauer Universität für Geisteswissenschaften und lehrt an der Universität Potsdam.



# Außenseiter mittendrin

## Perspektiven auf den Nachlass von Felix Salten

**Im Schatten von Bambi.** Felix Salten entdeckt die Wiener Moderne, Wien Museum MUSA und Wienbibliothek im Rathaus, 15. Oktober 2020 bis 25. April 2021 (verlängert bis 19. September). Der gleichnamige Katalog (496 Seiten, € 34,00), herausgegeben von Marcel Atze unter Mitarbeit von Tanja Gausterer, ist 2020 im Residenz Verlag erschienen.

Von Theresa Eisele

Im Juni 1930 wendet sich der Schriftsteller Upton Sinclair mit einer Entschuldigung an den Journalisten, Literaten und Theatergründer Felix Salten (1869–1945), dem er kurz zuvor begegnet war: „[G]erade erfahre ich, dass ich den Autor von Bambi getroffen habe. Ihren Namen konnte ich nicht einordnen.“ Dabei habe er *Bambi* mit Begeisterung gelesen, schreibt Sinclair. Knapp vier Jahrzehnte später – Felix Salten ist bereits gestorben, seine Erzählung *Bambi* zu einem Filmklassiker geworden – rechtfertigt sich der Biskuithersteller Meilen bei Saltens Schwiegersohn. Meilen hatte für die Weihnachtssaison 1968 einen Schokoladenkeks in Rehform mit dem Namen Bambi auf den Markt gebracht, war dafür von Saltens Erben gemahnt worden und erklärte nun, man habe den Namen im Glauben übernommen, „Bambi sei ein als Allgemeingut eingebürgerter Begriff für ‚kleines Reh‘“.

Beide Begebenheiten umreißen, wie rasch und nachhaltig Saltens berühmteste Tiergeschichte rezipiert und wie losgelöst sie von ihrem Autor und seinem übrigen Wirken erinnert wurde. Die Novelle über ein Rehkitz erscheint 1922, wird in zahlreiche Sprachen übersetzt und 1942 von Walt Disney verfilmt, ihr Erfolg verselbstständigt sich. Salten ist fortan der Autor von *Bambi*, dessen mannigfaltiges Schaffen darüber in Vergessenheit geriet. Eine Ausstellung in Wien – kuratiert vom Wien Museum und der Wienbibliothek im Rathaus – schaut nun unter die erinnerungshistorische Patina und entdeckt Felix Salten als einen prägenden



↑ Die Ausstellung zeigt das intellektuelle Netzwerk, in das Felix Salten eingebunden war. Den Weg leiten Rehschneisen.

Schreiber und Mitstifter dessen, was heute unter dem Begriff Wiener Moderne figuriert. Vor allem der umfangreiche Nachlass, den die Wienbibliothek 2018 von Saltens Erben erwarb, bietet nun Gelegenheit, sein Wirken auf umfassende Weise neu in den Blick zu nehmen.

### ↑Erwarte das Schlimmste für mich!!

Die Ausstellung präsentiert Saltens Schaffen, seine politischen und journalistischen Tätigkeiten und seine Biografie als akkultrierter Jude in Wien anhand thematischer Stationen zu Leben und Werk; dabei weisen die Hufspuren eines Rehkitzes den Besucherinnen und Besuchern den Weg. In Fotografien, Manuskripten und zahlreichen persönlichen Gegenständen zeigt Salten sich als vielseitig interessierter Journalist, als Operettenautor und Theatergründer, Reisender und Anhänger der zionistischen Idee. Aufgewachsen in einer verarmten jüdischen Familie schreibt er in seinen Erinnerungsskizzen, die als Exponat die Station zu seiner Biografie einleiten, von Hunger und antisemitischen Angriffen in der Schule. Als Theaterkritiker kann er in den 1890er Jahren sozial aufsteigen. Er schließt Freundschaften mit Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal und Karl Kraus und heiratet die Burgtheaterschauspielerin Ottilie Metz, mit der er eine vornehme Villa im Cottageviertel bezieht, die sie großbürgerlich ausstatten. Auf Fotografien setzt Salten sich in seinem Arbeitszimmer in Szene, die Mozart- und Kaiserbüsten aus seinem Besitz sind neben den Fotografien ausgestellt.

Ein auf den ersten Blick eher unscheinbares, bei genauerem Hinsehen gleichwohl atemraubendes Exponat der Ausstellung ist Saltens kleiner Taschenkalender. Darin notiert er mit Bleistift in kurzen Sätzen das Tagesgeschehen – und wird so zum Chronisten der ersten Tage des nationalsozialistischen Wiens im Frühjahr 1938. Schlagwortartig hält Salten fest, wie sein Arbeiten in der Stadt gefährlich, sein bisheriger Status unbedeutend, sein Leben prekär und schließlich gefährdet wird:

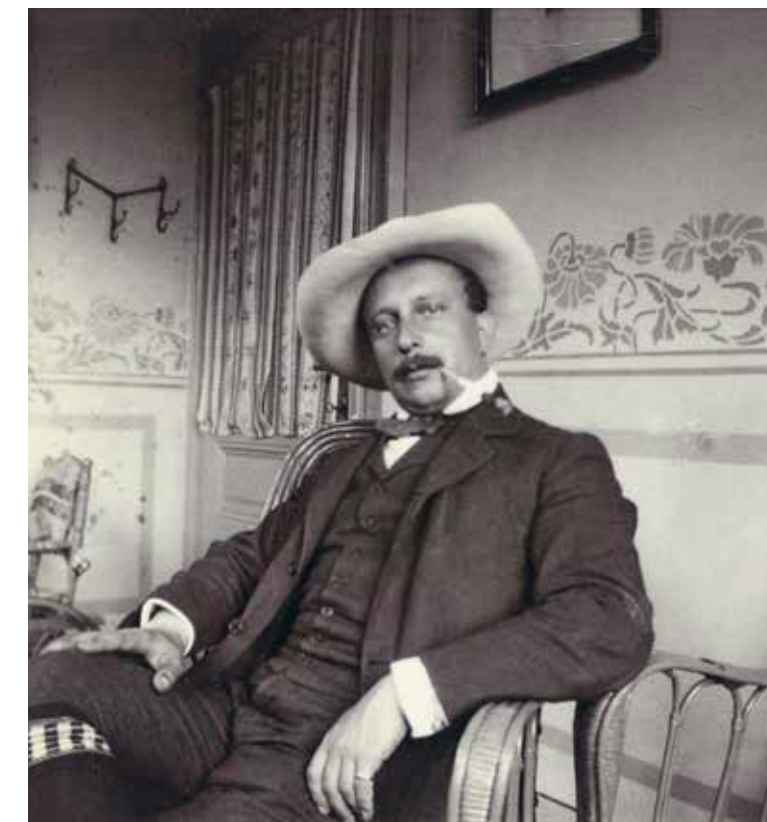
20. Februar *Hitler-Rede von 1/2 bis 4. Sorge arg gesteigert*  
 14. März *Anschluss vollzogen! 38,5 Fieber*  
 15. März *Autos u. Geld von Juden requiriert. 39°Ce Fieber Bronchitis*  
 21. März *Otti kollabiert. Coffein-Injection. Gestapo erkundigt sich nach Penclub-Präsidenten*  
 26. März *Erwarte das Schlimmste für mich!!*

Im Mai 1938 beginnt Salten in Vorbereitung auf seine Flucht sein Archiv aufzulösen, Korrespondenz zu entsorgen und Bücher zu verzeichnen. Ende Juni vermerkt er: „Rasend nervös! Archiv fertig“. Viele der nun ausgestellten Exponate sind das Ergebnis dieser radikalen Selbstzensur, dessen, was Salten selbst „Archiv- und Briefsäuberung“ nennt, bevor er zu seiner Tochter nach Zürich flieht, wo er 1945 stirbt.

Neben der Frage, was verloren ging, ist auch aufschlussreich, was Salten ins Exil verbringen wollte: mit Widmung versehene Fotografien des Schauspielers Alexander Girardi, Briefe von Franz Lehár, Max Reinhardt und Gertrud Eysoldt, Nachrichten von Adele Sandrock und Marie von Ebner-Eschenbach, Exemplare seiner Reportagen aus dem Wiener Vergnügungspark Wurstelprater. Hier liegt die Moderne mit ihren vielfältigen Verflechtungen offen zutage. Seine Briefwechsel, die er mit über 700 Personen führte, erzählen von einem schillernden kulturellen Netzwerk, in dem Salten als begeisterter Theaterbesucher, als vermittelnder Intellektueller wie als gewichtiger Kritiker der späten Habsburgermonarchie agiert. Im Rückblick auf die 1890er Jahre in Wien resümiert der Autor Walter von Molo: „Als ich in Wien Student war, fragten wir uns nach jedem Ereignis in der Öffentlichkeit: Was sagt Salten dazu?“ Regelmäßig meldet dieser sich in der liberalen *Neuen Freien Presse* zu aktuellen Themen zu Wort, in Theodor Herzls *Welt* bezieht er Stellung gegen den Antisemitismus. Er schreibt unter zahlreichen Pseudonymen, offenbar unermüdlich als Kritiker, der – anders als viele seiner Freunde in der Literatengruppe Jung-Wien – von seinen Texten leben muss und sich deshalb oft als Außenseiter unter großbürgerlichen Juden empfindet. Das Wort Feuilletonist gilt ihm – einem Brief von Leon Kellner nach zu schließen – als eine Beleidigung.

### Vielschichtige Zugehörigkeiten

Diese Außenseiterposition, die Salten noch pflegt, als er längst Teil der kulturellen Elite in Wien ist, prägt sein Schaffen. Sein sozialer Aufstieg und seine jüdische Herkunft sensibilisieren ihn für gesellschaftliche Mechanismen von Teilhabe und Ausschluss, die er oft mit seinem Vokabular als Theaterkritiker beschreibt. Den antisemitischen Bürgermeister Karl Lueger entschlüsselt er als „glänzende Bühnenerscheinung“ und die Kritik am Machtanspruch der Wiener Aristokratie geht er mit einer Analyse ihrer Zeremonien an. Die Krisen der Moderne durchziehen Saltens Biografie wie ein roter Faden; seine Erfahrungen als akkultrierter Jude in Wien brachten vielschichtige Zugehörigkeiten mit sich, die auch in den Objekten der Ausstellung zutage treten. Salten zeigt sich in seinen Feuilletons, Briefen und Einrichtungsgegenständen ganz wienverliebt und kaisertreu, sieht für die osteuropäisch-jüdische Bevölkerung aber keine Perspektive in der Monarchie – die ungarisch-jüdische Herkunft seines Vaters bleibt ihm fremd. Er amüsiert sich über Theodor Herzl mit Tracht und Gamsbarthut in der Steiermark und geht selbst großbürgerlich zur Jagd, während er sich für den Wurstelprater als das „Jagdrevier der armen Leute“ interessiert. Als engagierter Zionist wird er gleichfalls dafür kritisiert, die Ziele des Zionismus selbst nicht leben zu wollen. Die Schauspielerin Lia Rosen wirft ihm vor, nicht an Palästina zu glauben: „Vielleicht – weil Sie Aristokratie u[nd] Schönes so lieben [...]“. Tatsächlich wirkt Salten hauptsächlich innerhalb seines Netzwerkes, in die Wiener Gesellschaft hinein und von seinem Schreibtisch aus. Dieser steht im Ausstellungsraum des Wien Museums zentral und mächtig auf einem Podest; um ihn gruppieren sich die thematischen Stationen und Exponate. Ein Detail der Schreibtischplatte – ein eingravierter Davidstern, der die Initialen von Felix Salten umschließt – verweist auf den engen, wenn auch nicht immer vordergründigen Zusammenhang zwischen Saltens Schaffen und seinem Judentum. So kann sich weiter lohnen, was Siegfried Mattl, Werner Michael Schwarz oder Paul Reitter begonnen haben: Saltens Schreiben, sein Ringen um Teilhabe und seine Anliegen an die Gesellschaft der Moderne mit Blick auf die jüdische Geschichte zu kontextualisieren. Der Nachlass bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte hierfür.



↑ Felix Salten im Juni 1904.

### Literatur & Quellen

**Manfred Dickl**, „Ein Dilettant des Lebens will ich nicht sein“. Felix Salten zwischen Zionismus und Jungwiener Moderne, Heidelberg 2007.

**Siegfried Mattl/Werner Michael Schwarz (Hgg.)**, Felix Salten. Schriftsteller – Journalist – Exilant. Publikation zur Ausstellung im Jüdischen Museum der Stadt Wien vom 5. Dezember 2006 bis 18. März 2007, Wien 2006.

**Paul Reitter**, Bambi's Jewish Roots and Other Essays on German-Jewish Culture, New York 2015.

**Felix Salten**, Das österreichische Antlitz. Essays, Berlin 1910.

**Felix Salten**, Wurstelprater. Ein Schlüsseltext zur Wiener Moderne, hg. von Siegfried Mattl, Klaus Müller-Richter und Werner Michael Schwarz, Wien 2004.

Theresa Eisele forscht an der Universität Wien als Theaterhistorikerin zu theatralen Praktiken und jüdischer Geschichte der Wiener Moderne. Ein Kapitel ihrer Dissertation ist Felix Salten als aufmerksamem Beobachter des sozialen Rollenspiels in der Moderne gewidmet.

# Impressum

## Die nächste Ausgabe von **Jüdische Geschichte & Kultur** erscheint im Frühjahr 2022 – Thema: »Objektiv«.

### Kontakt

Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow

Goldschmidtstraße 28  
04103 Leipzig  
Tel. +49 341 217 35-50  
magazin@dubnow.de  
www.dubnow.de

### Herausgeberin

Yfaat Weiss

### Herausgeber des Themas

Arndt Engelhardt, Elisabeth Gallas und Enrico Lucca

### Redaktion

Jörg Deventer, Arndt Engelhardt, Elisabeth Gallas, Jan Gerber, Enrico Lucca  
CvD: Petra Klara Gamke-Breitschopf, Lisa Füchte

### Übersetzungen

Felix Kurz (aus dem Englischen und Französischen)

### Gestaltung

HawaiiF3  
Büro für visuelle Kommunikation Leipzig  
www.hawaiif3.de

### Verlag

Metropol Verlag,  
Ansbacher Straße 70, 10777 Berlin  
www.metropol-verlag.de

### Druck

PögeDruck, Leipzig  
www.poegedruck.de

ISBN 978-3-86331-604-4

ISSN 2567-8469

© 2021 für alle Beiträge:

Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow.  
Alle Rechte vorbehalten.

### Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe

Nick Block (Boston, Mass.), Alfred Bodenheimer (Basel), Theresa Eisele (Wien/Berlin), Arndt Engelhardt (Leipzig), Elisabeth Gallas (Leipzig), Philipp Graf (Leipzig), Markus Krah (Potsdam/Philadelphia, Pa.), Yael Levi (Jerusalem), Clara Lévy (Paris), Enrico Lucca (Leipzig), Sigalit Meidler-Waks (Berlin), Irene Münster (College Park, Md.), Roberta Newman (New York), Anna Nyburg (London), Julia Schneidawind (München), Noam Sienna (Minneapolis, Minn.), Jeanette van Laak (Halle an der Saale), Rebekka Voß (Frankfurt am Main), Alexander Walther (Jena), Norbert Waszek (Paris), Christina Winkler (Moskau/Potsdam), Michael Woll (Marbach am Neckar)

### Fotovermerke & Bildquellen

Wir haben uns bemüht, für alle Abbildungen die entsprechenden Inhaber der Rechte zu ermitteln. Sollten dennoch Ansprüche offen sein, bitten wir um Benachrichtigung.

**Umschlag:** Museum für Druckkunst, Leipzig, 1: Yfaat Weiss, Foto: privat, 4–7: (1, 3, 6) Hebrew Union College, Klau Library; (2) From the Archives of the YIVO Institute for Jewish Research, New York; (4) © Fondazione Accademia di Belle Arti „Pietro Vannucci“ di Perugia; (5) Israel Museum, Jerusalem, 8, 9: © National Maritime Museum, Greenwich, London, 10: akg-images/De Agostini Picture Library, 11: SLUB Dresden/Deutsche Fotothek, 12: Julia Schneidawind, 13: Ursula Hava Rosenzweig/Lotte Fürth, 14: Yidishe Gazetten, 27. März 1896, 1, 15: R. Halff, Adventures of a Bad Researcher, https://www.yiddishbookcenter.org, 16: Gado Images/Alamy Stock Photo, 17: © HawaiiF3, 18: ClassicStock/akg-images/Charles Phelps Cushing, 19: akg-images, 20: Courtesy of El Clarín/Foto diario Clarín, 21: Courtesy of IWO Archive, 22: Courtesy of Irene Münster, 23: Courtesy of Ruth Harf, 24: picture alliance/Stiftung Jesuiten weltweit/Felix Plattner Archiv, 25: (oben) picture alliance/ullstein bild/ullstein bild; (unten) Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek, 26–29: © VG Bild-Kunst, Bonn 2021, 30, 31: Courtesy of Anna Nyburg, 33: La Giuntina, 34: Pushkin Press, 35: Alexander Frenkel, 36: Hentrich & Hentrich, 37: L'éclat, 38: BArch, Bild 183-15429-0001/Hans-Günter Quaschinsky, 39: Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum, Archiv, CJA 5 B 1, Nr. 68, Bl. 186 k, 42: Museum of the Jewish People, ANU – Museum of the Jewish People, Rolf M. Kneller collection, Sonnenfeld Collection, 45: (oben) IM-AGO/Leemage; (unten) Fonds Patrimoine Méditerranéen, Bibliothèque universitaire, Université Paul-Valéry Montpellier 3, 48, 49: Russian Jewish Congress, 50, 51, 53: (1) The Ryback Collection, courtesy of The Bat Yam Museum of Art/Elad Sarig; (2) Tel Aviv Museum of Art/Avraham Hai (gemeinfrei); (3) Lempertz; (4) H. Kazovsky, Chudožniki Kul'tur-Ligi/The Artists of the Kultur-Lige, Jerusalem/Moskau 2003, 80; (5) I. B. Ryback, Shtetl. Mayn khorever heym, a gedekhenish, Berlin 1923; Jüdisches Museum Berlin, Inv.-Nr. BIB/139638/0/Jens Ziehe; (6) Gross Family Collection, Ramat Aviv; (7) Auktionskatalog Sotheby's, Tel Aviv, 3. Mai 2000, Lot 99, 52: The Pritzker Family National Photography Collection, The National Library of Israel, Abraham Schwadron collection, 54: Deutsche Verlags-Anstalt München, 55: Muzeul Național al Literaturii Române, Foto: DVA München, 56: Yale University Press, 57: (oben) ullsteinbild – Heritage Images/Fine Art Images; (unten) The Bodleian Libraries, University of Oxford, MS Opp. Add. 8° 18, fol. 17v, 58: C. H. Beck München, 59: M. M. Sforim, Masoes Binyomin hashlishli, Moskau 1948, 60: Wien Museum MUSA/Klaus Pichler, 61: © Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, 62: Leyzer Volf, Lider, hg. von H. Leyvik und L. Ran, New York 1955, 63: Roberta Newman, courtesy of the YIVO Institute for Jewish Research, New York.

**Titelbild:** Hebräische Matrizen und Drucktypen aus den Beständen des Museums für Druckkunst in Leipzig.

### Abonnement- und Einzelheftbestellung

Metropol Verlag, veitl@metropol-verlag.de oder im Webshop unter www.metropol-verlag.de  
Erscheinungsweise: einmal jährlich (Frühjahr), Preis: € 14,00 (D), € 17,20 (international)



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.